



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände

Ins Teutsche übersetzt

Montaigne, Michel Eyquem de

Wien & Prag, 1797

Drittes Kapitel. Unsre Wünsche fliegen immer höher, als wir reichen
können.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-52768](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-52768)

Kraft ist von Haus aus trocken, und sich mache solche von Tage zu Tage noch steifer und harscher, durch Ueberlegung.

Drittes Kapitel.

Unsre Wünsche fliegen immer höher,
als wir reichen können.

Diejenigen, welche die Menschen beschuldigen, daß sie beständig nach künftigen Dingen gieren, und uns lehren, das Gegenwärtige ergreifen, und uns damit genügen, weil wir das Zukünftige eben so wenig erhaschen, als unmöglich das Vergangene fest halten können, berühren solche Irrthümer, die der Menschheit am gewöhnlichsten sind. Wenn sie anders das einen Irrthum zu nennen wagen, worauf die Natur selbst, um ihr Werk zu erhalten, uns leitet, indem sie uns, nebst vielen andern, auch diese falsche Einbildung eindrückt, weil sie mehr auf unser Thun, als auf unser Wissen abzweckt.

Wir sind niemals bey uns selbst daheim, sondern immer auswärts. Furcht, Verlangen, Hoffnung treiben uns auf die Zukunft; und berauben uns des Gefühls und der Schätzung dessen, was ist, um uns mit dem spielen zu lassen, was seyn

wird, selbst mit dem, was seyn wird, wann wir nicht mehr sind. *Calamitosus est*, sagt Seneca, *animus futuri anxius*. (Seneca Epist. 9.) Diese große Lehre wird bey Plato oft wiederholt: *thue dein Werk, und kenne dich selbst*. Jedes der zwey Glieder dieser Lehre faßt, im Ganzen genommen, unsere ganze Pflicht in sich, und Eins enthält zugleich das Andere.

Wer sein eigenes Werk thun wollte, würde finden, daß das Erste, was er zu lernen habe, darin bestehe, zu wissen, was er ist, und was seine besondern Eigenschaften; und wer sich selbst kennt, hält fremdes Werk nicht mehr für sein eigenes: er liebt sich, und sucht, vor allen Dingen, an seiner Ausbildung zu arbeiten: enthält sich der vergeblichen Beschäftigungen, und unnützer Gedanken und Aufgaben. Wie die Thorheit, wenn man ihr auch gewährt wonach sie gelüftet, nicht zufrieden ist: so begnügt sich die Weisheit mit dem was gegenwärtig ist, und ist niemals mißvergnügt über sich selbst. Epicur erläßt seinen Weisen der Sorgen und der Vorsicht auf die Zukunft. Unter den Gesetzen, welche die Verstorbenen angehen, dünkt mich dasjenige sehr gegründet zu seyn, welches die Handlungen der Prinzen, nach ihrem Tode, der Untersuchung unterwirft. Sie stehen, wo nicht über, doch neben den Gesetzen; es ist billig, daß die Gerechtigkeit über ihren Nachruhm und ihren Nachlaß, (Dinge, die wir oft höher schätzen,

heit, als das Leben,) das vermöge, was sie über ihre lebende Besitzer nicht vermocht hat. Es ist ein Gebrauch, der den Nationen, wo er im Gange ist, sonderbare Vortheile bringt, und sehr wünschenswerth, für alle gute Regenten, welche sich darüber zu beschweren haben, daß man das Andenken der Schlechten, eben so behandelt, wie das Ihrige.

Wir sind allen Königen, ohne Unterschied, Unterthänigkeit und Gehorsam schuldig, denn diese beziehen sich auf ihr Amt; Hochachtung aber, und Zuneigung, ist ein Tribut, den wir nur ihren Tugenden zu zahlen haben. Der bürgerlichen Ordnung halber laß uns sie geduldig ertragen, wenn sie gleich unwürdig waren, daß wir ihre Laster zudecken; oder durch unser Lob zu ihren unbedeutenden Handlungen Hülfe leisten; indessen, daß ihr öffentliches Ansehen unsrer Unterstützung bedarf. Ist aber der Handel zu Ende, so fällt die Ursache weg, warum man der Gerechtigkeit und unserer Freyheit versagen sollte, unser gegründetes Mißfallen auszudrücken; und ganz besonders wäre es unbillig, den guten Unterthanen den Ruhm zu entziehen, daß sie einem Beherrscher treu und redlich gedient haben, dessen Unvollkommenheiten ihnen so gut bekannt waren: wobey man auch die Nachkommenschaft um ein so nütliches Beyspiel brächte. Und jene, die, aus Rücksicht auf erhaltene geheime Vortheile, das Andenken eines un-

lobblichen Regenten so angelegentlich lobpreisen, üben persönliche Gerechtigkeit, auf Kosten der öffentlichen. Titus Livius sagt sehr wahr, die Sprache der Menschen, welche Hofbrot essen, sey stets voll eitler Prahlerey und falschen Zeugnisses, da jeder, ohne Unterschied, seinen König zur höchsten Linie der Tapferkeit und Fürstengröße emporhebe. — Man kann die Unerblichkeit der beyden Kriegsmänner mißbilligen, welche dem Kaiser Nero so kühn ins Angesicht antworteten; der Eine, als er von ihm gefragt ward: warum er ihm übel wolle? sagte: Ich liebte dich, als du es werth warst: nachdem du aber ein Muttermörder, Mordbrenner, Gauckler und Kutscher geworden bist, hasse ich dich, wie du's verdienst. Und der Andere, als er ihn fragte, warum er ihn tödten wolle? weil ich gegen deine unaufhörlichen Schandthaten kein besseres Mittel weiß. Welcher Mensch von gesundem Verstande kann aber die öffentlichen und allgemeinen Zeugnisse mißbilligen, die nach seinem Tode, von seinem tyrannischen und schändlichen Betragen aufgestellt sind, und von ihm und von allen Bösewichtern, die ihm gleichen, noch immerfort werden aufgestellt werden. Es thut mir leid, daß sich in eine so heilige Policiey, als die zu Lacedämon, eine so gleißnerische Ceremonie eingeschlichen hatte. Alle Verbündete und Benachbarte, alle Floten, Männer und Weiber durcheinander, machten sich, ihre Trauer anzuzeigen, Schnitte in die Stirne,

und riefen aus, bey ihrem Klaggeheule: dieser, (er mochte gewesen seyn wie er wolle,) war der beste unter allen unsern Königen! Dadurch ward dem Range das Loos gegeben, welches dem Verdienste gebührte; und, was dem höchsten Verdienste gebührt, dem letzten und niedrigsten Range.

Aristoteles, der gerne alle Dinge kehrt und wendet, untersucht bey Gelegenheit des solonischen Spruchs: „daß man niemand vor seinem Ende glücklich preisen könne:“ ob selbst derjenige, welcher nach Wunsch gelebt hat, und gestorben ist, glücklich zu preisen sey, wenn es mit seinem Nachruhm und mit seinen Nachkommen schlecht steht. So lange wir uns regen und bewegen, begeben wir uns aus Vorliebe dahin, wo es uns gefällt: sind wir aber außer dem Daseyn, so haben wir weiter keine Gemeinschaft mit dem, was ist. Und da wäre es besser, wenn Solon gesagt hätte: „daß der Mensch also niemals glücklich sey, weil ers nicht eher ist, bis er nicht mehr ist!“

— — — quisquam

Vix radicitus e vita se tollit, et ejicit:

Sed facit esse sui quoddam super inscius ipse

Nec removet latis a projecto corpore sese, et Vindicat.

(Lucret. L. 3.)

Bertrand Duglesquin, blieb in der Belagerung des Schlosses Rancon, bey Puy in Auvergne. Die Belagerten, die sich nachher ergaben,

wurden gezwungen die Schlüssel des Orts auf die Leiche des verbliebenen Helden zu legen.

Barthelemy d'Alviane, General der venetianischen Armee, starb im Dienste der Republik, während dem Krieg, in Bresse, und da seine Leiche, um nach Venedig gebracht zu werden, durch's Veronesische, als Feindes Land, mußte: so waren die meisten von der Armee der Meinung, man müsse bey denen von Verona um ein sicheres Geleite für den Durchzug nachsuchen; diesem aber widersprach Theodor Trivulce und stimmte: man sollte mit offener Gewalt hindurch ziehen, wenn es auch darüber zur Schlacht kommen möchte: denn es wäre gar nicht schicklich, sagt' er, daß derjenige, der in seinem Leben nie seine Feinde gefürchtet, nach seinem Tode sie zu fürchten scheinen sollte. Wirklich findet man etwas Aehnliches in den Gesetzen der Griechen, nach welchen derjenige, welcher vom Feinde den Leichnam eines Erschlagenen begehrte, um ihn zu beerdigen, dem Siege entsagte, und es ihm nicht mehr gestattet war, Waffen und Siegeszeichen aufzuhängen; wenn ein solches Gesuch geschah, dem war es Zeichen des Sieges. Auf diese Weise verlor Nicias den Vortheil, den er rein weg über die Korinthier gewonnen hatte; und Agesilaus hingegen versicherte sich dadurch desjenigen, der ihn über die Böotier so streitig gemacht worden war.

Man möchte sich über diese Geschichtszüge wundern, wenn nicht zu allen Zeiten der Gebrauch gewesen wäre, nicht nur bloß die Sorgfalt für uns selbst bis jenseits unsers Lebens hinauszudehnen, sondern sogar zu glauben, daß oft die Gunst des Himmels uns bis ins Grab begleite, und auf unser todtes Gebein fortdaure. Eduard der Erste, König von England, der in seinen langen Kriegen mit Robert, König von Schottland, die Erfahrung gemacht zu haben glaubte, wie seine eigene Gegenwart seinen Angelegenheiten vortheilhaft wäre, indem er beständig den Sieg davon trug, wenn er persönlich etwas unternahm, verpflichtete, als er starb, seinen Sohn durch einen feyerlichen Eid, daß er, wenn er verschieden seyn würde, seinen Körper kochen lassen solle, um das Fleisch von den Knochen lösen zu können, welches er solle begraben lassen; die Knochen aber solle er aufbewahren, um solche allemal im Heere bey sich zu führen, so oft er Krieg mit den Schotländern habe: gleichsam, als ob das Schicksal, unbedingter Weise, den Sieg an sein Gebein geknüpft habe. Johann Biska, welcher Böhmen beunruhigte, um Wiclefs Irrthümer zu verfechten, verlangte, daß man ihm nach seinem Tode die Haut abziehen, und über eine Trommel spannen sollte, die im Kriege gegen die Feinde gerührt werden sollte; des Dafürhaltens, das würde dazu helfen, die Vortheile auf die Dauer zu erhalten, die er selbst in den Kriegen

wider seine Feinde erfochten hatte. So führten gewisse Indianer, in ihren Gefechten mit den Spaniern, die Gebeine eines ihrer Anführer mit sich, in Hinsicht auf das Glück, was er in seinem Leben gehabt hatte. Und andere Völker, in eben diesem Welttheile, schlep- pen in ihren Fehden die Leichen der tapfern Krie- ger mit sich herum, die in ihren Gefechten gefallen sind, um ihnen Glück zu bringen, und sie aufzu- muntern. Die ersten Beyspiele wollen im Grabe doch nur den Ruhm erhalten, den sie durch ihre vorigen Thaten erworben hatten: diese aber wol- len sogar noch das Vermögen zu handeln hinzu mischen.

Die Geschichte des Ritters Bayard fällt besser aus. Als er sich von einer Musketenkugel verwun- det fühlte, und man ihm anrieth, sich aus dem Treffen zu begeben, antwortete er: er werde ge- gen sein Ende nicht anfangen, dem Feinde den Rücken zuzuwenden! Und nachdem er noch so lan- ge gefochten hatte, als seine Kräfte erlaubten, und nun fühlte, daß er vom Pferde sinken würde, befahl er seinem Quartiermeister, ihn an den Stamm eines Baums zu legen, aber so, daß er mit dem Gesichte gegen den Feind, gefehrt, stürbe, wie dann auch geschah. Ich muß noch ein Beyspiel anführen, daß in diesem Betracht eben so merk- würdig ist, als nur immer eins der vorigen seyn kann.

Kaiser Maximilian, Ur = Ur = Großvater des jetzt regierenden Königs Philipp, war ein Prinz von großen Gaben, voll hoher Eigenschaften, und unter andern auch von ganz sonderbarer Schönheit des Körpers: Unter seinen Eigenheiten aber hatte er auch eine, welche mit der Gewohnheit solcher Prinzen, die, um die wichtigsten Geschäfte abzufertigen, aus ihrem Leibstuhle ihren Thron machen, sehr abstach. Sie bestand darin, daß er niemals einen so vertrauten Kammerdiener hatte, dem er erlaubt hätte, bey seiner Nothdurft gegenwärtig zu seyn. Er stahl sich immer ins Geheim zum Kammergeschirr. Er war züchtig, wie ein Jungfräulein, und hätte um alles in der Welt, weder dem Arzte, noch sonst irgend jemandem, die Theile entblößt gezeigt, welche man gewöhnt ist, verdeckt zu halten. Ich, der ich ein unverschämtes Maul habe, besitze dennoch aus Temperament, eben diese Schamhaftigkeit. Es müßte mich die größte Noth, oder Wollust dazu treiben, sonst lasse ich nicht gerne eines Menschen Auge solche Glieder oder Handlungen von mir sehen, welche nach dem Sittengebothe, verborgen zu halten sind. Ich thue mir dabey mehr Zwang an, als ich es bey einem Manne für wohlständig halte, besonders bey einem Manne von meiner Profession. Beym Maximilian ging der Aberglaube so weit, daß er in seinem letzten Willen, mit dürren Worten verordnete, man sollte

ihm Unterhosen anlegen, wenn er gestorben wäre. Er hätte noch ein Codicill beyfügen, und verordnen sollen: daß demjenigen, der ihm solche anzüge, die Augen verbunden werden müßten.

Die Verordnung, welche Cyrus für seine Kinder macht, daß weder sie selbst, noch sonst jemand, seinen Körper ansehen oder berühren soll, nachdem die Seele sich davon geschieden hat, schreibe ich auf Rechnung einer seiner Religionsmeinungen, denn sowohl sein Geschichtschreiber als er selbst, haben, bey ihren großen Eigenschaften, den ganzen Lauf ihres Lebens hindurch, eine ganz sonderbare Sorgfalt und Verehrung für ihre Religion ausgeübt.

Was mir ein Großer von einem meiner Verwandten, der übrigens in Krieg und Frieden bekannt genug ist, erzählte, hat mir mißfallen; als nämlich dieser mein Vetter, an seinem Hofe, in einem hohen Alter, von heftigen Steinschmerzen geplagt, auf den Tod lag, veränderte er seine letzten Stunden damit, daß er die Ehre und die Feyerlichkeiten seines Begräbnißes anordnete, und sich vom ganzen Adel, der ihn besuchte, das Ehrenwort darauf geben ließ, daß sie dem Leichenzuge beywohnen wollten. Diesem Prinzen selbst, der ihn in seiner letzten Zügen noch sah, that er eine sehr dringende Bitte, er möchte Befehl geben, daß seine Leibgarde dabey aufzöge, und führte manche Gründe und Beyspiele an, zu beweisen, daß dieß eine

Sache sey, die einem Manne, wie ihm, zukame: und schien ganz vergnügt zu sterben, nachdem er dieß Versprechen erhalten, und nach seinem Gefallen die Ordre zu dieser Parade ausgestellt hatte. Eine so unersättliche Eitelkeit ist mir nicht leicht vorgekommen!

Eine andere Merkwürdigkeit, von entgegenge-
setzter Art, wovon es mir eben auch nicht an
freundvötherlichen Beyspielen mangelt, scheint mir
mit den vorigen verschwistert zu seyn: sich in sei-
nen letzten Stunden damit zu martern und zu pla-
gen, wie man sein Begräbniß, mit der unerhörte-
sten sparsamen Knickerey, bis auf Einen Lakayen
und Eine einzige Laterne einschränken könne! Ich
höre diese Laune preisen, wie die Verordnung,
welche Marcus Aemilius Lepidus machte, worin
er seinen Erben verboth, die Feyerlichkeiten für ihn
auszurichten, die bey solcher Gelegenheit im Ge-
brauche waren. Ist das auch noch Häuslichkeit
und Mäßigkeit, wenn man solchen Aufwand und
solche Wollust vermeidet, deren Nutzen und Kennt-
niß uns so wenig berühren? das nenne ich eine
leichte und sehr wohlfeile Reformation. Wenns
nöthig thäte, eine einzuführen, so möchte ich da-
hin rathen, daß sowohl hierin, als in allen Hand-
lungen des Lebens, ein jeder sich nach dem Maasse
seines Vermögens richtete. Und der Philosoph
Lycon schrieb seinen Freunden mit vieler Weisheit
vor, seinen Körper dahin zu begraben, wo sie es

am besten fänden, und in Ansehung des Leichenbegängnisses, möchten sie es nicht überflüssig kostbar, noch auch zu knauserig einrichten. Ich werde die Ceremonie ohne weiters dem überlassen, was eben Sitt' und Gebrauch vorschreiben, und die Sorge dafür dem Gutbefinden des Ersten des Besten anheimstellen, den die Besorgung trifft. *Totus hic locus est contemnendus in nobis, non negligendus in nostris* (Cicer. Tusc. L. 1. c. 45.) Und es ist eine heilige Rede an einen Heiligen: *Curatio funeris, conditio sepulturae, pompa exequiarum, magis sunt vivorum solatia, quam subsidia mortuorum.* (Augustinus prim. de Civ. Cap. 12.) Indessen antwortete schon Sokrates dem Erito, der ihn gegen die Stunde seines Todes fragte; wie er begraben seyn wollte: „Wie ihr wollt!“ Wenn ich mich noch weiter über diese Sache einlassen sollte, so würde ich es artiger finden, jenen Männern nachzuahmen, welche es bey ihres Leibes Leben so anzufangen wissen, daß sie sich an der Ordnung und an der Ehre ihres Leichenbegängnisses selbst ergößen; und die sich daran behagen, ihr todtes Angesicht in Marmor zu beschauen. Selig sind die, welche es verstehen, ihre Sinne zu befriedigen und zu erfreuen, durch Sinnlosigkeit, und zu leben von ihrem Tode!

Wenig nur fehlt, daß ich nicht in einen unverföhnlichen Haß gegen alle Volksregierung gerathe, ob sie mir gleich sonst die natürlichste und billigste

zu seyn scheint: wenn mir die un menschliche Ungerechtigkeit des atheniensischen Volks einfällt, mit welcher es, ohne alle Gnade, und selbst ohne einmal ihre Vertheidigung anhören zu wollen, die wackern Hauptleute zum Tode verdammt, welche eben das Seetreffen bey den arginensischen Inseln gegen die Lacedämonier gewonnen hatten. Die hartnäckigste und blutigste Seeschlacht, die jemals von Griechen und ihrer Seemacht auf dem Meere gefochten ist, weil diese Männer, nach gewonnener Schlacht, lieber die Gelegenheit wahrgenommen hatten ihren Sieg weiter zu verfolgen, als sich dabey aufzuhalten, ihre Todten zusammen zu bringen, und zu begraben. Und, was diese Hinrichtung noch gehäßiger macht, ist der Umstand mit dem Diomedon. Dieser war einer von den Verurtheilten, ein Mann von ausgezeichnete, sowohl militairischer als politischer Tugend. Als er den Spruch, der sie zum Tode verurtheilte, angehört hatte, trat er vor, um zu reden, und obwohl er nicht eher Zeit gefunden hatte, sich ein ruhiges Gehör zu verschaffen, so bediente er sich derselben dennoch nicht, seine Sache zu vertheidigen, oder die augenscheinliche Ungerechtigkeit eines so grausamen Urtheils darzuthun, sondern bezeugte, statt dessen, nur seine Sorgfalt für die Wohlfahrt seiner Richter, und bat die Götter, dieses Urtheil zu ihrem Besten gereichen zu lassen. Und damit sie durch die Richterfüllung eines Gelübdes, das er

und seine Kriegsgenossen, zum Dank für ein so glänzendes Glück, gelobt hatten, nicht den Zorn der Götter auf sich ziehen möchten; machte er ihnen bekannt, worin dieses Gelübde bestünde. Und ohne weiter zu sagen, und ohne etwas abdingen zu wollen, ging er stracks, voller Muth, fort zum Richtplaz.

Einige Jahre nachher, bezahlte sie das Glück, in ihrer eigenen Münze. Denn als Chabrias, der oberste Befehlshaber ihrer Seemacht, in dem Treffen bey der Insel Naros, mit dem spartanischen Admiral Pöllis, die Oberhand behalten, begnügte er sich mit dem bloßen Siege, ohne sich im geringsten um dessen Früchte zu bekümmern, die für ihre Angelegenheiten sehr wichtig waren; weil er sich der Gefahr jenes Beyspiels nicht aussetzen wollte, und um nicht einige wenigen Leichen seiner Freunde, die in der See herum schwommen, dahinten zu lassen, ließ er eine Menge lebender Feinde in aller Sicherheit von dannen rudern, welche ihnen hernachmahls ihren steifen Aberglauben gar bitter heim trieben.

Quaeris, quo jaceas, post obitum, loco?
Quo non nata jacent.

(Senec. Troad. act. 2.)

Ein anderer gibt einen Körper ohne Seele,
die Empfindung der Ruhe wieder.

Neque sepulchrum, quo recipiat, habeat portum corporis:

Ubi, remissa humana vita, corpus requiescat a malis.
(Cic. Tusc. Lib. 1.)

Grade so zeigt uns die Natur, daß verschiedene todte Sachen noch ganz verborgene Verhältnisse mit dem Leben haben. Der Wein trübt sich im Keller, bey gewissen Veränderungen, welche die Jahreszeiten, auf den Stock von welchem er gezeugt ist, bewirken. Und in Salzlacke gelegtes Wildfleisch, soll, wie man sagt, seinen Zustand und seinen Geschmack, nach den Gesezen des lebenden Fleisches verändern.

Viertes Kapitel.

Wie die Seele ihren Zorn an unrechtlichen Gegenständen ausläßt, wenn ihr die eigentlichen fehlen.

Einer von unsern Edelleuten, welcher gar weidlich von Podogra mit genommen ward, pflegte, wenn die Aerzte ihm sehr ernsthaft anriethen, sich alles Geräucherten und Gesalzenen zu enthalten, sehr spaßhaft zu antworten: er müsse Etwas haben, woran er seinen Unmuth, über die schmerzhaften Anfälle der Krankheit, auslassen könne; und wann er so zuweilen über die Mettwurst, zuweilen über